

Edmund Stoeckle (1899-1986), Josef Mayr (1900-1957). Vielleicht ist es ganz hilfreich, bewusst die Namen von zwei einst hochgeschätzten Augsburger Bürgern an den Anfang dieser kurzen Einführung zu den Arbeiten der Malerin und Grafikerin Marlis Glaser zu stellen, die das programmatische Thema „Ortswechsel“ des diesjährigen Augsburger Friedenfestes PAX 2008 nach sehr individueller und schmerzhafter Spurensuche in ihren Werken umsetzt. Denn Glasers Bilder erzählen die Überlebensgeschichten deutscher Juden nach ihrer Flucht vor den Nazis.

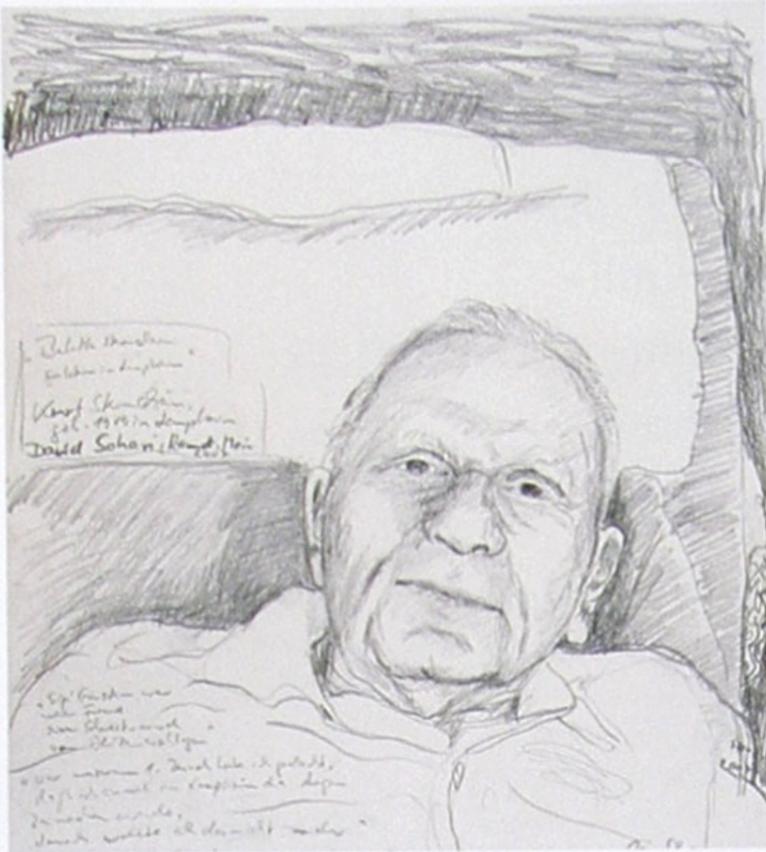
„Abraham aber pflanzte einen Tamariskenbaum“

Der Jurist Edmund Stoeckle war nach der Machtergreifung Adolf Hitlers 1933 der erste nationalsozialistische Bürgermeister der Stadt Augsburg. Er brachte es im Zweiten Weltkrieg bis zum SS-Hauptsturmführer. Josef Mayr regierte von 1934 bis zum Zusammenbruch Deutschlands im Jahr 1945 als Nazi-Schergen die Stadt Augsburg. Beide waren vor Ort die geistigen und politischen Vertreter jener Macht, die auch in Augsburg für den meist tödlichen Ortswechsel jener Bürger sorgten, die sich zum jüdischen Glauben bekannten oder denen durch die Nürnberger Rassengesetze das Recht auf Leben abgesprochen worden war. Dieser vom großdeutschen Rassenwahn diktierte Ortswechsel endete für viele Augsburger Juden in den Konzentrationslagern von Dachau, Auschwitz, Treblinka oder Mauthausen.

Die Künstlerin Marlis Glaser, Tochter eines ehemaligen Wehrmachtssoldaten, inzwischen eine dem Judentum nahestehende und davon in ihrer Arbeit inspirierte Künstlerin, stellt während des Augsburger Friedenfestes PAX 2008 ihren Bilderzyklus „Abraham aber pflanzte einen Tamariskenbaum“ aus. Der politisch und religiös motivierte „Ortswechsel“ begleitet Marlis Glaser künstlerisch seit 2004, als sie sich erstmals mit deutschsprachigen Emigranten und Überlebenden in Israel auseinandersetzte und anfangs, sie zu

porträtieren und dazu deren Lebensgeschichten mit in die Skizzen hinein zunotieren. „Der Ort Shavei Zion wurde mir daraufhin als besondere, ungewöhnliche Geschichte von Auswanderung/Flucht ‚empfohlen‘. So fuhr ich in den Norden und diese Geschichte und Begegnungen ließen mich nicht mehr los. Aber auch nicht die Lebensgeschichten derer, die in Jerusalem, Tel Aviv, Ramot Me’ir oder in der Wüste wohnen...“ So kam es, daß sich mit der Legende der Auswanderung von zehn jüdischen Familien und ein paar jüdischen Jungesellen aus der baden-württembergischen Kleinstadt Rexingen Ende der 30er Jahre des vergangenen Jahrhunderts zu befassen begann. Der Weg der Rexinger Juden an die Mittelmeerküste Palästinas nach Shavej Zion, um im „Gelobten Land“ an einem neuen Staat Israel mitzubauen, war aber alles andere als eine langfristig geplante Emigration, sondern eine Geschichte von Entwurzelung, Flucht und Verfolgung durch den in Deutschland immer stärker ausufernden Nazi-Terror. Glaser hat – wohl auch auf der Suche nach ihrer inneren Mitte und nach einer individuellen Antwort auf die existenzielle Frage eines jeden Menschen: „Wo kommst du her?“ – die schwäbische Gründergeneration von Shavej Zion, deren Kinder und Enkel mehrmals in Israel besucht. Sie versuchte, mit ihren künstlerischen Mitteln einen Gesprächsfaden zu den Menschen von Shavej Zion zu knüpfen und zugleich ihre Lebensge-

Fortsetzung auf Seite 36



„Iss trocken Brot und bleib, wo Du bist“

DAVID SOHARI
Ramot Meir

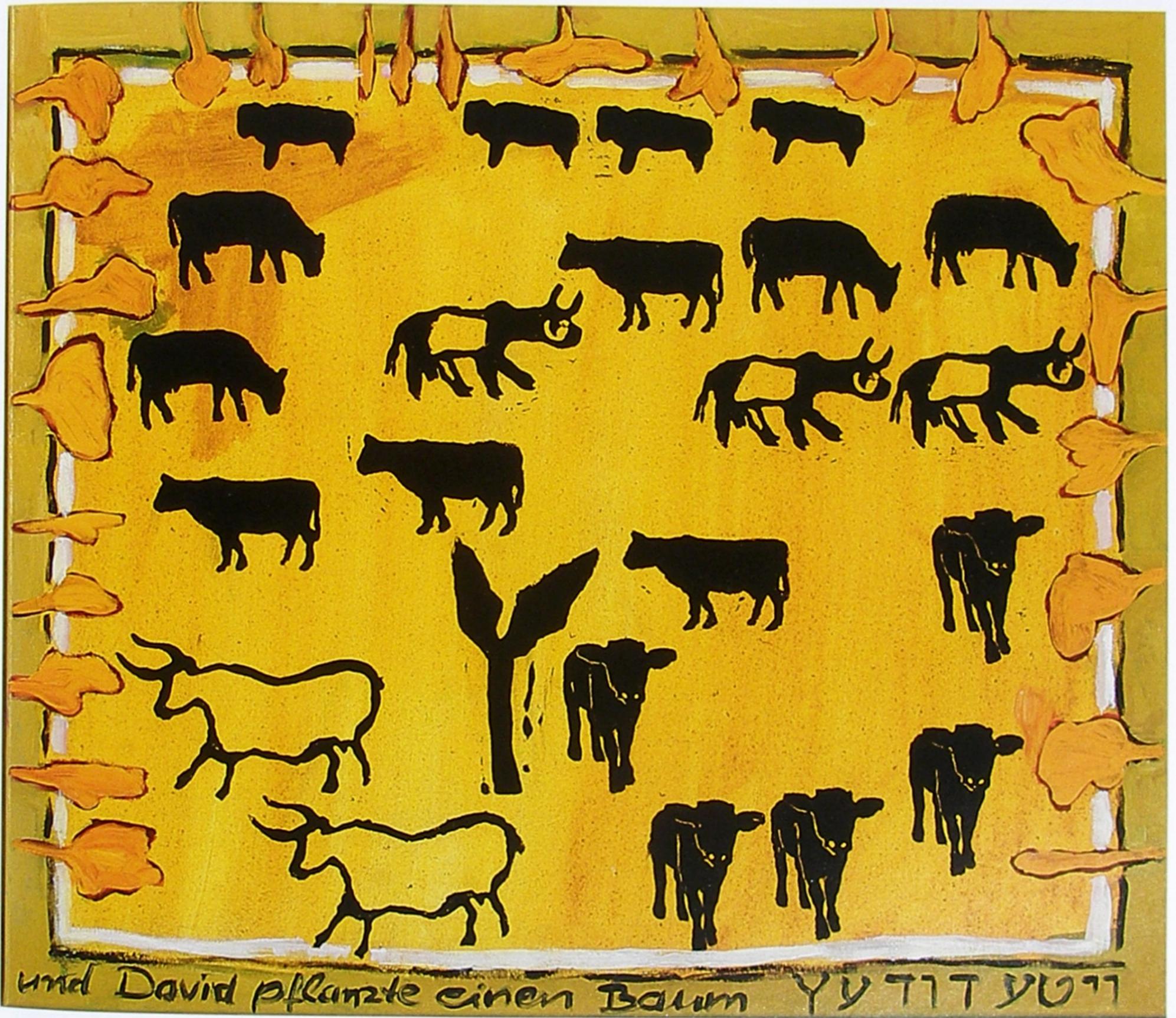
geboren als Kurt Sternschein
am 22. November 1919
in Laupheim.

David Sohari wurde am 22. November 1919 als Kurt Sternschein in Laupheim geboren. Seiner Mutter Babette Sternschein, geborene Friedberger, gehörte die große Wirtschaft „Kronprinz“ in der Kapellenstraße. Sein Vater Hermann Sternschein, ein Weingroßhändler, stammte aus Neustadt/ Aisch. „Wir haben zu Hause sehr traditionell Shabbat gehalten und ich erinnere mich, dass zu den Feiertagen immer eine Familie aus Biberach bei uns im ‚Kronprinz‘ war. Einmal verkleidete mich mein Vater zu Purim als Flasche mit dem Spruch ‚Den besten Fass- und Flaschenwein kauft man bei Hermann Sternschein ein‘. Bereits 1923, ich war erst 4 Jahre alt, eröffnete die NSDAP ein Büro in Laupheim. 1932 wurde ich Bar Mizwa, der Kantor der Laupheimer Synagoge hieß Leopold Treitel. Ich war 13, meine Schwester Ilse 10 Jahre alt, als unsere Mutter starb. Ihr blieb die böse Zeit erspart. Ab 1933 war es uns jüdischen Kindern nicht mehr erlaubt, in die Schule zu gehen.“

Kurt Sternschein ging zwei Jahre auf die Handelsschule nach Ulm und arbeitete ein Jahr auf einem Bauernhof in Buttenhausen. „Ein Jahr nach dem Boykott jüdischer Geschäfte im April 1933 nahm sich Herr Adler – er hatte ein Kolonialwarengeschäft in der Kapellenstraße – 1934 das Leben. Er konnte die Beschämung nicht ertragen. Unser Haus mit 20 Zimmern wurde für 30.000 Reichsmark zwangsverkauft, im selben Jahr wurde unsere Wirtschaft ‚Kronprinz‘ zum Parteilokal der Nazis und hieß ‚Deutsches Haus‘. Vielleicht war es mein Glück, dass es in Laupheim so schlimm war, sonst hätte ich nicht so früh die Stadt verlassen.“

Bevor Kurt Sternschein 1936 in Palästina ankam, war er ein Jahr in Gut Winkel zur Hachschara. „Am Anfang war es sehr, sehr schwer, ich war nicht gewohnt, auf diese Art zu leben und wollte zurück. ‚Iss trocken Brot und bleib, wo Du bist‘, schrieb mir mein Vater. 1940 wurde mein 8 Jahre älterer Bruder Max mit unserem Vater nach Dachau deportiert. Im letzten Moment erhielten sie ein Affidavit und konnten nach Amerika fliehen. Im Alter von 59 Jahren musste mein Vater auswandern und Fliesen putzen in einem Krankenhaus in Amerika. Er starb in Armut.“

David Sohari, wie er sich in Israel nannte, lernte Viehzucht und arbeitete als Melker. 1939 meldete er sich zur britischen Armee. „Meine Schwester Ilse kam 1939 nach Palästina. Ich heiratete 1949 Ilana Simon. Sie stammte aus Berlin. Noch 1941 gelang ihrer Familie die Flucht nach Portugal. Von dort aus gingen sie weiter nach Marokko, wo sie ein elendes Leben führen mussten. Ihre Zwillingsschwester starb dort mit 20 Jahren. Zu dritt kamen sie 1945 nach Erez Israel. Nach unserer Heirat betrieben wir Landwirtschaft, ich im Kuhstall, sie auf den Feldern. Unser Sohn Ruben ist 1949, unsere Tochter Gila 1953 geboren. Meine Frau starb 2001, unsere Tochter Gila 2005. Mein Sohn Ruben kümmert sich sehr um mich. Als ich in den 90er Jahren nach Laupheim eingeladen wurde, sagte ich nach einigem Zögern zu, aber später tat es mir leid. Hinterher erfuhr ich nämlich, dass kurze Zeit vor unserem Besuch der Friedhof geschändet worden war, dort wo meine Großeltern und meine Mutter begraben sind.“ Bei jedem Besuch ist es David Sohari wichtig, gemeinsam den Film über das „Museum zur Geschichte von Christen und Juden in Laupheim“ anzuschauen.



Portrait: David Sohari, 60 x 50 cm, Bleistift/P.

'Und David pflanzte einen Baum': 70 x 80 cm, Öl u. Linoldruck/ Lw.



„Unterwegs hatte ich
einmal eine Blume gefunden“

KITTY ADLER
Jerusalem

geboren als Kitty Frank am
4. November 1922 in Haarlem.

Kitty Adler wurde am 4. November 1922 als Kitty Frank in Haarlem (Niederlande) geboren. Sie war die Jüngste von sieben Kindern. Ihre Eltern hießen Isaak und Sara Frank. „Ich hatte zwei Brüder: André und Emil, und vier Schwestern. Meine ältere Schwester war Apothekerin. Ich bin die Einzige, die übrig geblieben ist. Sie kamen alle nach Bergen-Belsen und wurden ermordet. Mein Vater, ich gedenke das nicht mehr, ich glaube, er war schon vorher abgeholt worden. Meine Mutter arbeitete in einem Waisenhaus für Mädchen, ich habe gesehen, als sie weggeholt wurde. Das Haus war besetzt. Ich bin aus dem Fenster gesprungen und habe mir ein Bein gebrochen. Freunde, die in der Nähe wohnten, halfen mir. Ich war in der Untergrundbewegung aktiv, dort habe ich mir einen anderen Namen gegeben: Anni (von Anneke), ‚Ani‘ heißt auf Hebräisch auch ‚Ich‘.

Immer musste ich flüchten. Bei Freunden aus der Untergrundbewegung fand ich viel Hilfe, und als Kurier habe ich wichtige Papiere überbracht. Unterwegs hatte ich einmal auf dem Boden eine Blume gefunden und bin gelaufen, gelaufen, gelaufen, die Blume in der Hand, ich gedenke das noch: Am Morgen hat sie den Kopf hängen lassen, aber ich nicht. Sie war violett-grün, von innen tief violett, nach außen grünlich.

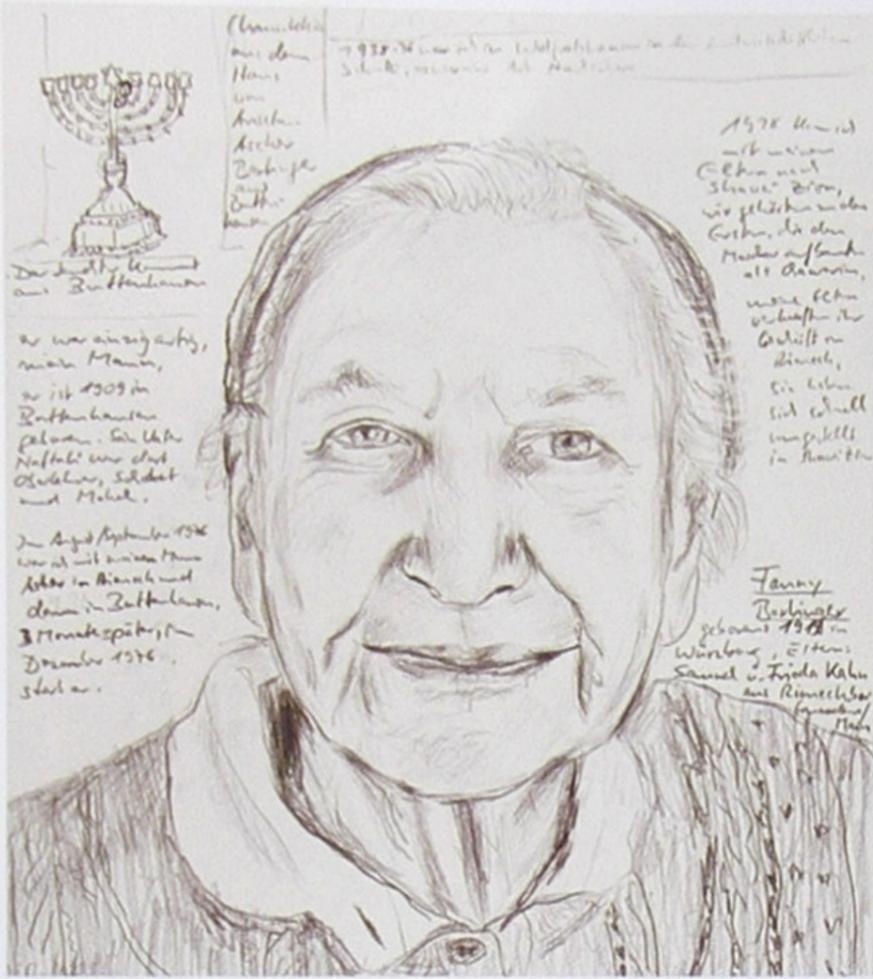
Nach dem Krieg habe ich meinen Mann Eli geheiratet, in Holland. Auch aus seiner Familie überlebten nicht viele. Bis 1950 bin ich in Holland geblieben, als Madricha (Jugendleiterin). Als mein Mann Eli starb, waren die Kinder noch jung. Er war ein ganz besonderer Mensch. Ich zog mit den Kindern nach Israel und habe an der Bezalel in Jerusalem Kunst studiert und zwei Jahre an der Akademie in Mexiko-City. Meine Tochter Tanja habe ich mitgenommen, als sie vier Jahre alt war. Zwei Jahre war ich auf Schlichut in Mexiko. Wieder zurück in Israel habe ich über viele Jahre Hunderte von Pflanzenzeichnungen gemacht: Stängel, Blüten, Blätter, Samenkapseln, teils in vielfacher Vergrößerung.“ Es entstand das erste umfangreiche Buch über die gesamte Pflanzenwelt Palästinas. Das Buch heißt „Flora Palästina“ und erschien 1972 mit Zeichnungen von Esther Huber und Kitty Torn – so lautete ihr damaliger Name.

„Mein zweiter Mann hieß Benjamin. Er stammte aus Oberschlesien und kam 1937 nach Palästina. Er gehörte zu denjenigen, die Sumpfland trockenlegten und daraus fruchtbares Land machten. Er starb 2003. Mit ihm war ich mehr als 10 Jahre Tora-Lehrerin im Kloster Denkendorf.“ Kitty Adler ist in Jerusalem eine bekannte Künstlerin und macht heute noch Ausstellungen. Sie lebt im Elternheim „Beth Bart“ in Jerusalem.



Portrait: Kitty Adler, 60 x 50 cm, Bleistift/P.

'Und Kitty pflanzte einen Baum': 80 x 100 cm, Öl/Lw



„Nachbarn winkten uns zum Abschied zu“

FANNY BERLINGER Shavej Zion

geboren als Fanny Kahn
am 15. September 1919 in
Würzburg.

„Ich bin am 15. September 1919 in Würzburg geboren. Bis zu meiner Auswanderung lebte ich mit meinen Eltern Samuel und Frieda Kahn in Rieneck bei Gmunden am Main. Dort ging ich sieben Jahre zur Schule. Anschließend besuchte ich zwei Jahre die Handelsschule. Mein Wunsch war es, Säuglingsschwester zu lernen, doch leider war dies mir als Jüdin verboten. Als wir aufgrund der Nazi-Gesetze zwei unserer Angestellten entlassen mussten, arbeitete ich im Geschäft meines Vaters.“

Wir hatten ein Geschäft für Kleidung und Wäsche und auch Manufakturwaren: Nähmaschinen, Fahrräder und Waschmaschinen. Meine ganze Familie führte ein religiöses Leben. In unserer Gemeinde gab es ungefähr 30 Juden, und die Gemeinde in Bad Kissingen war uns angeschlossen. Der Rabbiner kam zu uns alle paar Wochen. Zu Sukkot hatten wir immer eine Sukka, und Pessach haben wir mit vielen Verwandten gefeiert.

Ende März 1938, als ich 18 Jahre alt war, verließen wir Deutschland. Nachbarn schauten aus ihren Fenstern, winkten uns zum Abschied zu und weinten. Von Anfang an gehörten wir zu den Gründern von Shavej Zion. Ich arbeitete neun Stunden jeden Tag, mit den Hühnern und in den Feldern, und einige Nächte in der Woche musste ich im

Turm vier Stunden Wachdienst halten. In Shavej Zion lernte ich meinen Mann Asher Anselm Berlinger kennen. Wir hatten drei Kinder – Gad, Aron und Hannah.

Mein Mann stammte aus Buttenhausen. Sein Vater Naftali war dort ein wohl respektierter Lehrer, Schochet und Möbel. Er weigerte sich, seine Gemeinde in Deutschland zurückzulassen, und wurde nach Theresienstadt deportiert. Dort kam er um. Auch die Zwillingsschwester meines Mannes hat mit ihren drei kleinen Kindern die Shoah nicht überlebt. In Shavej Zion pflanzte ich zwei Granatapfelbäume und benutzte die Kerne an Rosch HaShana verbunden mit dem Segensspruch ‚Schehechyanu‘: ‚Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der Du uns am Leben gehalten und uns diese Zeit hast erreichen lassen.‘ Mit meinem Mann Asher war ich im Spätsommer 1976 in Rieneck und auch in seinem Geburtsort Buttenhausen. Im Dezember desselben Jahres starb er.“



Portrait: Fanny Berlinger, 60 x 50 cm, Bleistift /P.
'Und Fanny pflanzte einen Baum': 100 x 50 cm,
Öl/Lac



„Und Elma pflanzte einen Baum“:
50 x 60 cm, Öl/Lw



Marlis Glaser.
(Alle Fotos: Franz Josef Mock)

Ausstellung:

Toskanische Säulenhalle

Augsburg, Zeughausplatz,
8. Juli bis 10. August 2008

schichten – für ewig geprägt von der Shoah – in Bildern zu erzählen. Ihre zarten Porträtzeichnungen der „Ortswechsler“ des jüdischen Glaubens wegen werden erst erkund- und lesbar, wenn diese im Kontext mit den Zitaten, Zeichen, Pflanzen- und Tierbildern stehen, in denen Glaser eine Fülle von Informationen über das Leben und das Schicksal der Porträtierten andeutet oder gar versteckt. Ein Motiv tritt nahezu in jeder ihrer Bildkompositionen auf: der Baum als Symbol des Lebens und als Sinnbild für die Tatkraft all jener jüdischen Siedler, die nach ihrer Ankunft in ihrer neuen Heimat Palästina als Erstes Bäume pflanzten, um in diesem von der Sonne und Hitze ausgedörrten Land die Zukunft zu gewinnen. Die Gegenstände in Glasers Bildern weisen auf Objekte hin, die eine wichtige, ja übergeordnete Rolle im Leben der „Porträtierten“ gespielt haben. Das kann eine Schnitte Brot, ein deutsch-jüdisches Kochbuch, ein siebenarmiger Leuchter sein. Die ausgeschriebenen Namen auf den Bildern verweisen auf die zwei geistigen und kulturellen Welten, in denen jeder der Porträtierten gewollt oder ungewollt, entrechtet oder mit neuen Bürgerrechten ausgestattet zu Hause war oder zu Hause ist. In Deutschland wuchsen die Juden bis Adolf Hitlers Wahl zum Reichskanzler ganz selbstverständlich auch mit deutschen Namen auf. Und bis zu ihrer Vertreibung hießen Amos, Alisa, Esther oder Pinchas schlicht Herbert, Frieda, Edith

oder Peter. Hinter jeder dieser Namensänderungen verbirgt sich also eine oft verschwiegene, jedoch wahre und meist bittere Lebensgeschichte.

Marlis Glaser (55), die an der Hochschule und Universität Bremen sowie an der Akademie der Künste in Hamburg Kunst studierte, wurde erstmals 1984 mit der Terrorherrschaft der Nationalsozialisten konfrontiert, als sie ein Stipendium der Stadt Bremen für ihr Projekt „Portraits von Frauen aus dem Widerstand“ erhielt. Die geistige und künstlerische Beschäftigung vor allem mit den Opfern der braunen Diktatur hat sie auch nicht losgelassen als sie 1998 mit ihrem Mann in ihre schwäbische Heimat zurückkehrte. Die Arbeiten an dem Bilderzyklus über Bäume aus Jerusalem nahm Marlis Glaser 2003 auf. Im Jahr 2002 begann sie mit einem Zyklus zu „Symbolen jüdischer Feiertage“ und 2004 über deutschsprachige Emigranten in Israel (siehe oben), 2005 dann mit Shavej Zion. Dort stieß sie auf die „Legende von Rexingen“. Ihre künstlerische Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur, die Menschen aus ideologischen, rassistischen oder religiösen Gründen millionenfach geopfert hat, wird die schwäbische Künstlerin wohl zeitlebens begleiten. In ihren Bildern fügt sie eindrucksvoll die Kerben, die Verletzungen, die physische und psychische Gewalt schlagen, zu eindrucksvollen, ja exemplarischen Bildmustern aneinander.